

SWB-Kommentare 14

Objekttyp: **AssociationNews**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **57 (1970)**

Heft 2: **Schulbauten**

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SWB-Kommentare 14

Herausgegeben vom
Schweizerischen Werkbund

Nr. 14
Februar 1970

Redaktion:
Dr. Antonio Hernandez
Leimenstraße 7
4000 Basel

Inhalt:
Jahrestagung 1969 des Schweizerischen
Werkbunds in Küsnacht-Zürich

Margit Staber:
Wenn Graphiker ihr Wissen erweitern
Zum «Symposion für Gestaltung und Gestalt»
des Verbandes Schweizerischer Graphiker
in Bern
Neuer Geschäftsführer für den SWB

Dem Werkbund eine Chance!

Tagung des Schweizerischen Werkbundes
am 15. November 1969 in Küsnacht-Zürich

*Peter Steiger, Erster Vorsitzender:
Eröffnungssprache*

Sehr geehrte Damen und Herren!

Der Werkbund ist angeklagt worden, er werde den Aufgaben der heutigen Zeit nicht mehr gerecht. Was soll der Werkbund gegenüber diesen Anklagen tun, was kann er tun?

Wir leben in einer Zeit, in der alles in Frage gestellt wird: unsere demokratische Staatsordnung, unsere Hochschul- und Kulturpolitik, die Familie, die Erziehung und vieles mehr. Bald wird der als reaktionär angesehen, der seine eigene Arbeit nicht in Frage stellt. Aus sicherer Distanz beobachten wir im geheimen die permanente Kulturrevolution in China. Wir sehen darin eine mögliche Kraft zur Erneuerung. Progressive Studentenkreise erheben diese Erscheinung zum Postulat. Die revolutionären Ansätze der jüngeren und besser informierten Generation erinnern an die frühen zwanziger Jahre, die der Werkbund-Idee besonders förderlich waren. Wir wären heute weniger denn je aktuell, wenn wir nicht auch den Werkbund in Frage stellen würden.

Unsere Zweifel gehen so weit, daß wir dem Werkbund als Verein seine Wirksamkeit absprechen, seine Notwendigkeit in Frage stellen, daß wir die geleistete Arbeit als Reminiszenz wohl noch eine gewisse Zeit im Gedächtnis behalten möchten, aber an die ursprünglichen Leitgedanken und Überzeugungen, kurz: an die zugrunde liegende Ideologie, nicht mehr glauben. Am liebsten würde das Werkbund-Buch zugeschlagen und, fein säuberlich angeschrieben, für den zukünftigen Historiker ins Archiv gestellt. Das wäre für viele der einfache Weg, sich aus der allgemeinen kulturellen Verpflichtung herauszulösen, um sich auf die eigene Tätigkeit konzentrieren zu können.

Der Hintergedanke, ein neuer Werkbund ließe sich jederzeit wieder gründen, wenn die Zeit reif sei und wenn vor allem eine neue Idee es fordere, wirkt in der Tat beruhigend, schon weil er den Einzelnen der Verantwortung enthebt. Im

Jahresbericht 1968 der Ortsgruppe Zürich steht dazu:

«Die Anliegen des Werkbundes sind nicht so drängend, daß ein Einsatz dafür von seiten der Mitwirkenden und der Zuhörer aktiviert werden kann.» Die Schlagworte als Begleitmusik zu einer solchen Resignation sind bekannt: Establishment, institutionelle Erstarrung, systemimmanente Fehlentwicklung, Kultur und Politik als verdächtiges Zweigespann.

Ich bin mit dieser Haltung nicht einverstanden. Ich bin im Gegenteil mehr denn je überzeugt, daß in einer Gesellschaft, in der das utilitäre Denken in alle sozialen Schichten eingedrungen ist, die Förderung eines kulturellen Klimas höchste Priorität erhalten muß. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schwankungen der Nachkriegsjahre haben uns zu aufmerksamen Staatsbürgern werden lassen. Nicht nur die Tatsachen allein, sondern die ständig sich vermehrende Information, deren sich der Politiker als Führungshilfe bedient, machen uns mit den zu lösenden Aufgaben bekannt. Sie machen uns aber auch unsicher und lassen uns mehr denn je an der Zuverlässigkeit des Staates zweifeln, sobald es um den Bereich des Geistigen geht.

Die Konjunktur der Nachkriegsjahre hat nach der schweren Zerstörung Hoffnungen auf eine bessere Zukunft geweckt. Die ungleiche Verteilung der Privilegien wurde als vorübergehend angesehen. Durch den Vorsprung der Schweiz als eines nicht kriegsgeschädigten Landes geprägt, erscheinen diese Jahre im Rückblick als eine große und freie Zeit. Der Werkbund konnte es sich damals leisten, Konsumgüter mit der «Guten Form» auszuzeichnen, während unsere Nachbarn sich vom Kriege erholen und ihre Städte wieder aufbauen mußten. Ich gebe zu, daß es mehr in einem Instinkt begründet ist, wenn ich trotz aller Kritik beharrlich weiter an die Bedeutung des Werkbundes glaube. In unserer Zeit der beruflichen Überbeschäftigung wird nach bestem Wissen und Gewissen emsig an der Bewältigung der täglichen Aufgaben gearbeitet. Niemand aber findet mehr die Muße, sich über die täglichen Aufgaben hinaus mit den wesentlichen Fragen zu befassen, welche die zukünftige Entwicklung bestimmen werden. Ich gebe auch ohne weiteres zu, daß es nicht einfach auf der Hand liegt, welchen Weg der Werkbund zu gehen hat. Wir wissen höchstens, daß sich Vereine mit ideellem Ziel in Krisenzeiten leichter begründen lassen, wo die wirtschaftliche Verankerung in der Gesellschaft lockerer und mehr Freiheit außerhalb dieser Ge-

bundenheit möglich ist. Vergessen wir nicht, daß innerhalb einer ökonomischen Gesellschaft für die Tätigkeit des einzelnen Mitgliedes Grenzen gesetzt sind. In der wirtschaftlichen Landschaft unserer Zeit sind die Freiräume eng bemessen. Sie tragen mehr den Charakter eines Erholungsgebietes. In einer Gesellschaft, die jedoch mit dem staatlichen Geschehen derart eng verknüpft ist, sollten diese Freiräume nicht nur den Hofnarren oder den Rebellen zur Verfügung stehen. Die Gesellschaftsordnung zu stören ist nicht nur die Aufgabe von Revolutionären. Aber wenn einzelne Gruppen Profit daraus schlagen, daß der Staat mit Verzögerung an die Lösung seiner Aufgaben geht, so kann das eine Minderheit dazu bewegen, zu Revolutionären zu werden.

Es bedarf größter Anstrengungen, gesellschaftliche Strukturwandlungen rechtzeitig aufzudecken, so daß sie nicht erst als aktualisierte Reminiszenzen Gegenstand der Politik werden. Wandlungen werden in der Regel erst wirksam, wenn sie gemäß demokratischer Ordnung zur Mehrheitsmeinung geworden sind, das heißt, immer mit Verzögerung. Es wird immer wieder kritisiert, daß der Werkbund sein politisches Bewußtsein verloren habe. Mit Tibor Dery bin ich einig, daß der Einfluß von Kunst und Kultur auf den Menschen polyphon sei, die Politik aber eindeutige Antworten verlange. Die Aufgabe der Politik besteht darin, vorhandene Bedürfnisse zu decken. Die Aufgabe des Werkbundes wäre es, diese Bedürfnisse auf ihren wahren Gehalt hin zu untersuchen und vor allem diejenigen Belange aufzudecken, die politisch einmal bedeutsam werden könnten.

Die entscheidende Frage lautet hier: Wie könnte eine Institution aussehen, die sich mit Gegenwartsfragen auseinandersetzt? Sollen wir auf die Anfänge zurückgehen, die Entwicklung des Werkbundes zurückbuchstabieren, einen Rückzug auf eine Elite veranstalten, in der Hoffnung, daß eine gleichgeschaltete Gesinnung einer kleinen Gruppe die Schlagkraft ihrer Ideen erhöht? Sollen wir uns wieder in das Dickicht eines Qualitätsschutzes begeben, obwohl wir heute schon wissen, daß wir uns von Anfang an auf hoffnungslosem Wege befinden? Auch wenn die «ideelle Grundlage» unbestritten bliebe, würde es kaum gelingen, die notwendige Übereinstimmung zwischen Urteilenden und Beurteilten zu erreichen. Und man hätte es ja wohl vorab mit Produzenten zu tun, die – jenseits von aller Ideologie – im günstigen Fall einfach zweckmäßige Produkte herstellen wollten.

So sind wir überzeugt, daß uns heute eine doktrinaire kulturelle Haltung nicht mehr weiterbringt, sondern daß sie im Gegenteil nur den Beharrungszustand nicht mehr gültiger Meinungen – Wahrheiten von einst – verlängern müßte. Ich glaube kaum, daß es im Interesse eines kulturell interessierten Vereins liegen kann, das Beharrungsvermögen des demokratischen Staates durch doktrinaire kulturelle Meinungsbildung noch zu potenzieren. Ich glaube nicht, daß es in unserem Interesse liegen kann, die sichernde Potenz des Staates – die sich vermehrt darin äußert, daß er die Zukunft möglichst sorgfältig, unter Zuhilfenahme modernster Mittel, plant – durch unseren Beitrag, der sich im nicht meßbaren Bereich befindet, noch zu erhöhen.

Ich glaube eher, daß wir der Tendenz des Werkbundes, sich auszuweiten und das elitäre Gesicht zu verlieren, nachgeben sollen. Wir dürfen an die Leistungen der einzelnen Mitglieder nicht mehr die bisherigen Qualitätsansprüche stellen. Ich glaube aber, daß die Qualität auch in der Widersprüchlichkeit der Leistungen liegen könnte. Wir erachten es als eine eminente kulturelle Verpflichtung, Widersprüche zu akzeptieren und uns nicht auf Ideologien festzulegen.

Eine aktive Teilnahme an kulturellen Aufgaben heißt gewiß nicht, über Ideologien zu diskutieren.

Dürfen wir es geschehen lassen, daß das eigene Unvermögen zur Ablehnung einer Institution führt, die heute noch glaubt, der Leistung jedes einzelnen zu einer größeren Wirksamkeit zu verhelfen? Es ist doch etwas bequem, das eigene Unvermögen auf den Werkbund zu übertragen, wie man gewohnt ist, die staatlichen Institutionen, den Arbeitgeber, die Schule für jedes Versagen verantwortlich zu machen. Wir haben es uns zur Gewohnheit werden lassen, daß der soziale Staat für uns sorgt, wir bezahlen ja auch Steuern für diese Sicherheit. Viele sehen ihre Vereinszugehörigkeit in ähnlichem Licht. Sie bezahlen ja auch pünktlich ihren Vereinsbeitrag. Als kleine Gegenleistung dürfen sie ihren Namen um die drei Buchstaben «SWB» verlängern.

Drehen wir den Spieß einmal um. Wir akzeptieren den Mitgliederbeitrag tatsächlich als Steuer für die Tätigkeit des Werkbundes. Wir akzeptieren, daß nur wenige gewillt sind – sei es freiwillig oder gegen Bezahlung –, ihre Zeit dem Werkbund zur Verfügung zu stellen. Wir verzichten darauf, daß die sichtbaren Leistungen der Mitglieder Werkbund-konform sind. Wir wählen die Mitglieder nicht mehr aus, sondern wir richten uns an diejenigen, die sich für die Ziele des Werkbundes interessieren.

Wir versuchen, kulturelle Auseinandersetzungen nicht als Unterhaltung, sondern als ernsthafte Konfrontation mit der eigenen schöpferischen Tätigkeit zu verstehen. Wir versuchen, eine breitere Öffentlichkeit an den kulturellen Aufgaben zu interessieren. Wir wenden uns an eine Öffentlichkeit, welche Kultur nicht nur produziert, sondern auch konsumiert.

Wir ernennen den Werkbund zu einer Institution, in der jeder beziehen kann, was er zur Erfüllung seiner kulturellen Aufgaben benötigt. Wir weiten den Werkbund aus auf alle jene Personen, Institutionen, politischen Körperschaften, welche kulturelle Aufgaben zu erfüllen haben und für Anregungen und Kontakte empfänglich sind. Einigen wir uns darauf, daß der Werkbund keine koordinative Tätigkeit ausüben kann. Eine solche Aufgabe erfüllen zu wollen, würde eine wissenschaft-

liche Arbeit mit entsprechenden finanziellen Aufwendungen voraussetzen. Gehen wir davon aus, daß das interdisziplinäre Gespräch keine koordinative Aufgabe sein muß, sondern daß die Darstellung der einzelnen Disziplinen ihre Wirkung auf andere Fachrichtungen haben kann. Es geht darum, daß jede Fachrichtung wieder einen Beitrag zu leisten vermag, ohne daß dieser von vornherein durch Bemühungen einer Koordination in ein komplexes Gebilde wieder in Frage gestellt wird. Wir hoffen, damit einer Minderheit die Möglichkeit zu geben, außerhalb des staatlichen Gefüges gesellschaftlichen Strukturwandlungen nachzugehen, für Unvorhersehbares die notwendigen Wege zu öffnen und der intellektuellen Neugier die Grundlagen bereitzustellen. Wir verstehen dieses Ziel als evolutionären Fortschritt und nicht als revolutionären Nachholbedarf für Versäumtes. Diese Aufgabe in die Hände einer kulturellen Institution zu legen, die sich heute selber in Frage stellt, scheint vorerst fragwürdig. Wenn aber die Anstrengungen jedes einzelnen in einem frühen Zeitpunkt einer kulturell interessierten Gemeinschaft vorgelegt und zur Diskussion gestellt werden können, sehen wir für den Werkbund doch eine Chance, diese Aufgaben zu übernehmen.

Nun die Frage: Hat der Werkbund noch diesen Kredit, um die nötigen Mittel für eine solche Tätigkeit aufzubringen? Wir glauben: ja; seien wir uns aber bewußt, daß Kredit Kapital ist, das uns nicht gehört. Für Kredit bezahlen wir Zinsen. Kulturelle Aufgaben sind immer eine brotlose Angelegenheit. Ich persönlich bin jederzeit dazu bereit, meinen Beitrag an die notwendigen Zinsen für diesen Kredit zu leisten.

Peter Steiger

Randnotizen zur Tagung

Nehmen wir es gerade vorweg: diese Tagung war nötig. Dringend nötig, um den Schweizerischen Werkbund endlich aus jenem passiven Unbehagen zu reißen, in dem sich viele von uns allmählich häuslich einzurichten begannen. Seien wir ehrlich: auf die Frage nach der Aufgabe des Werkbunds in unserer Zeit gab es dreierlei Antworten: naive, ratlose oder ironische. Keine half weiter, und im Gerede von der permanenten Krise stellte sich der Immobilismus sein eigenes Alibi auf. Es war also höchste Zeit, diese Krise nicht nochmals zu beschwören, um nach solchen Feststellungen wieder zur eigenen Arbeit zurückzukehren, sondern aus einem artikulierten Unbehagen eine *Herausforderung* abzuleiten, der sich der Werkbund zu stellen hat, wenn er überhaupt noch Existenzberechtigung haben soll.

Ich glaube, das ist verstanden worden. Die Offenheit und Lebhaftigkeit, mit der diesmal auch Junge – Werkbündler und Gäste – diskutierten, zeigte, daß wir nicht nach Küsnacht gekommen waren, um von einer Leiche Abschied zu nehmen. Oder – wenn schon – in diesem Sinne: Der Werkbund ist tot, es lebe der Werkbund... Unsere deutschen Freunde würden wohl sagen: «Opas Werkbund ist tot» und damit die Situation bezeichnen, in der sich DWB und SWB befinden. Wir haben, das erwies sich an der Küsnachter Tagung erneut, dieselben Probleme, und es wäre mehr als wünschenswert, sie in gemeinsamer Arbeit anzupacken.

Mit besonderer Freude konnte daher Peter Steiger als Erster Vorsitzender des SWB unsere Gäste begrüßen: aus Deutschland Herrn Dr. von Hartmann, Generalsekretär des Deutschen Werk-

bundes, und Erich Wenzel, den Geschäftsführer des DWB West-Nord, aus der welschen Schweiz Philippe Joye, den Präsidenten unserer Schweizervereinigung *Œuvre*.

Daß es für den Werkbund um Sein oder Nichtsein gehe, deutete auf der Einladung schon die lebensgroße Abbildung einer menschlichen Rückseite an, in deren gewölbte Partie sich soeben eine Injektionsspritze bohrt – unter dem Motto «Wir geben dem Werkbund eine Chance».

Zwei Wochen vorher hatte man den Patienten in einer Hauptversammlung der Ortsgruppe Zürich vor Gericht gestellt; da hieß es: «Der Werkbund ist angeklagt, den Aufgaben der heutigen Zeit nicht mehr gerecht zu werden.» Zur Fällung eines endgültigen Urteils war es nicht gekommen; dafür bekam man jetzt an der Tagung ab Tonband nochmals das Beweismaterial der Zürcher «Gerichtsverhandlung» zu hören: mahnende, beschwörende, kritische und anklagende Stimmen von der Gründungszeit des Werkbunds bis zur Gegenwart, das permanente schlechte Wissen sozusagen. Wie gesagt, man hätte sich mit der Feststellung beruhigen können, daß ja alles in Ordnung sei, wenn es schon immer bedenklich stand. Sollte sich dieser tröstliche Gedanke am Ende doch ausbreiten, dann war Küsnacht ein Leichenfest.

Neue Zielsetzungen

Die Krise des Werkbunds ist seine Ratlosigkeit vor den vielen drängenden Problemen der Gegenwart. Unsere Umwelt – und darunter verstehen wir alles innerhalb der eigenen vier Wände bis zur Alpenlandschaft – ist zu einem äußerst komplizierten System miteinander verflochtener, voneinander abhängiger Variablen geworden. Immer mehr wird daraus eine Welt *totaler Interdependenzen*. Lange hat sich der Werkbund damit begnügt, seine Aufmerksamkeit den *sichtbaren* Phänomenen, dem «Gestalteten», zu widmen. Und immer weniger kümmerte er sich um die *unsichtbare Umwelt*, um jene Kräfte, Gesetze und Mechanismen, die unsere Umwelt bestimmen, bevor sie überhaupt erst Gestalt annimmt. Der Wohlstand hat uns anscheinend zufriedener, aber nicht klüger gemacht. Hilflös stagnierende Bildungspolitik, Verkehrsplanungen nach veralteten Leitbildern, unbewohnbar werdende Städte usw. – wir aber haben Wohnkultur zelebriert und zur Guten Form verdinglicht.

Daß es damit nicht mehr getan ist, darüber sind wir uns klar geworden. Was jetzt zu tun ist, das ist jedoch viel schwieriger. Es kann keine Werkbund-Doktrin oder -Ideologie geben, nach der wir nun handeln könnten, keine Aktionsgemeinschaft für das, was wir als «gut» ansehen, weil wir darüber keinen Consensus erzielen werden. Der SWB wird – allen Postulaten zum Trotz – nicht «Stellung nehmen» können. Für Peter F. Althaus, der die möglichen neuen Zielsetzungen des SWB erläuterte, kann es nur zeitweilig brauchbare Arbeitshypothesen und Kriterien geben, mit denen der Werkbund seine Probleme angeht. Nicht *Lösungen* können wir anbieten, aber Informationen sammeln, Probleme aufdecken, Mechanismen durchsichtig machen, also mithelfen, *Voraussetzungen* zu schaffen, mit denen erst sinnvolle Umweltgestaltung möglich wird. Dazu gehören auch Projektionen; der Werkbund müßte darangehen, mögliche Zukunftsvorstellungen auf bestimmten Gebieten als Alter-

nativen zu vorgeblichen Sachzwängen zu erarbeiten. Solche Denkmodelle sind natürlich nur in gründlicher *interdisziplinärer Kommunikation* und *Teamarbeit* zu gewinnen – eine Arbeit, die in kleinen, funktionstüchtigen Gruppen zu leisten wäre. Der Werkbund müßte zu einem Initiator und Sammelbecken derartiger Tätigkeit werden.

Die Reaktionen auf diese Grundsatzklärungen bestätigten eigentlich nur die Notwendigkeit einer stärker auf die Öffentlichkeit gerichteten Werkbund-Arbeit. *Richard P. Lohses* Lesung aus zufällig zusammengetragenen Zeitungsartikeln mündete in der Forderung, der SWB habe sich mit den zitierten Beispielen offensichtlicher Übelstände zu befassen. Wie das zu geschehen habe, ging aus den Zitaten allerdings nicht hervor.

Was kann der Werkbund tun?

Zwei Meinungen standen sich in der Diskussion gegenüber: die eine setzte einfach voraus, daß es eine werkbündlerische *unité de doctrine* gebe und daraus eine gezielte Aktivität abzuleiten sei; die andere lehnte diese Vorstellung als reaktio-näre *Ideologie* ab. Begreiflicherweise waren es vor allem junge Mitglieder (und Gäste), die ihr Mißtrauen gegen fixierte Werkbund-Maximen laut werden ließen. Ein junger Architekt formulierte das etwa so: Wir Jungen wollen uns um die Probleme der Gegenwart wirklich kümmern, und dafür suchen wir ein *Forum*, es könnte der SWB sein, aber nicht etwa, weil wir von ihm irgendwelche Glaubenssätze erwarten, sondern weil es zweckmäßiger ist, eine bereits bestehende Institution zu benutzen als eine neue zu schaffen. Wir verstehen den Werkbund als *Kulturträger*, wobei Kultur viel mehr umfaßt als Kunst und Gestaltung. Hier soll der Werkbund nicht *spezifisch* Stellung nehmen wollen, sondern *Kontakte* schaffen. Er muß ein Umschlagplatz für Ideen werden.

Daß «Umwelt» heute mehr sei als in den zwanziger und dreißiger Jahren, das heißt, von einer unvergleichlich größeren Zahl von Faktoren bestimmt werde, war für die Jüngeren selbstverständlich. Aus dieser veränderten Lage erklärten sie sich auch das, was ein Gast die «Bewußtseinskrise» des Werkbunds nannte.

René Haubensak lenkte die Diskussion vom Grundsätzlichen wieder aufs Konkrete mit seinem Aktionsvorschlag «Wir wollen in der Stadt wohnen». Der SWB soll untersuchen, wo man ansetzen muß, um unsere Städte für ihre Bewohner wieder attraktiv zu machen, etwa durch Erhöhung der Ausnutzungsziffer für Wohnzwecke, durch Dachstockausbau usw. Vor solchen Kühnheiten glaubte ein Jurist warnen zu müssen unter Hinweis auf die geltenden Baugesetze – nicht ohne Gelächter zu ernten ...

«Wir müssen den Willen der Bürger zur Mitbestimmung mobilisieren»

Wie schon Dr. von Hartmann bestätigte auch *Wenzel* die Identität der Probleme im Deutschen Werkbund. Auch dort ist man sich bewußt, daß der Werkbund nicht Städtebau machen kann, wohl aber: Planungsprogramme kritisch untersuchen und öffentlich durchsichtig machen. Der Werkbund kann durch kritische Aufklärung mit-helfen, *Prioritäten* zu setzen. Hier warnte *Prof. Alfred Roth* eindringlich davor, im SWB zu dilettieren; er solle *aktives Bindeglied* sein zwischen

Wissenschaft, Planung und Gesellschaft, zu eigener «Forschung» sei er nicht imstande. Roth sieht die Funktion des Werkbunds in der *konstruktiven Dienstleistung*; seiner heutigen Struktur nach kann er das nicht leisten, vor allem nicht in den Ortsgruppen. Zu fordern seien: eine starke Spitze, kleine Arbeitsgruppen, Zusammenarbeit mit der Industrie.

Auch *Finsler* konnte nicht verstehen, warum der Werkbund vor der Zusammenarbeit mit der Industrie zögere – hatten denn nicht schon 1913 im Deutschen Werkbund deren «hervorragende Männer» wesentlich Anteil an der Veredelung des vom Menschen geschaffenen «Werks»?

Verschiedene Werk-Begriffe

An diesem Werk-Begriff schieden sich die Geister. Fast schien es, als trauerten die Vertreter der älteren Generation der platonischen Idee des gutgeformten Dinges nach («Bildung durch *Regel* gestalt»), während die Jüngeren nach den *Regeln* fragten, wonach das Werk entsteht. So *Lucius Burckhardt*: «Wir sind allzulange beim Aussehen stehengeblieben. Das Produkt ist wie ein Eisberg.» Und daß hier heute die Stimme der *Kunstgewerbeschulen* fehlt – *Finsler* hatte das bedauernd festgestellt –, fuhr *Burckhardt* fort, liegt daran, daß bei ihnen der so dringend fällige Reformprozeß noch nicht begonnen hat, den die Studenten an den Hochschulen eingeleitet haben. Daraus könne der Werkbund lernen; er kann beitragen, durch Initiativen und Experimente etablierte Strukturen zu bewegen.

Schlußfolgerungen

Sollte es möglich sein? Sollte im Schweizerischen Werkbund aus latentem Unbehagen endlich aktive Unruhe werden? Die Tagung in Küsnacht läßt hoffen, daß der SWB endlich aus der Pose des elitären Berufsverbandes heraustritt. Ein intensiveres Engagement in der Öffentlichkeit setzt dreierlei voraus: 1. den Aufbau von Informationsgruppen; 2. die Aufstellung eines provisorischen Arbeitskatalogs; 3. die Bildung von Arbeitsgruppen.

Am guten Willen scheint es nicht zu fehlen. Fangen wir an. A. H.

Wenn Graphiker ihr Wissen erweitern

Zum «Symposium für Gestaltung und Gestalt» des Verbandes Schweizerischer Grafiker (VSG) in Bern am 22. November 1969

Programm

Barrows Mussey, Werbeberater, Düsseldorf:

«*Graphiker aus Berufung*»

Professor Max Bill, Zürich: «*Kunst – Graphik – Information*»

Peter Kreis, Mathematiker, Darmstadt:

«*Software – Brainware, Probleme der Visualisierung*»

Prof. Dr. Heinz Weinhold, Soziologe, St. Gallen:

«*Psychologische, sozialpsychologische und soziologische Aspekte kommerzieller Massenkommunikation*»

Dipl. Ing. Günter Fuchs, Schwarzenbach an der Saale: «*Über visuelle Wahrnehmung*»
Prof. Dr. Fritz Zwicky, Pasadena (USA):
«*Das morphologische Weltbild*»

Scheinbar unberührt von der Infragestellung der eigenen Ziele, die der Werkbund zum Inhalt seiner Jahrestagung 1969 gemacht hatte, bot der VSG seinen Mitgliedern eine Woche später zum gleichen Anlaß ein etwas hochgreifend betiteltes «Symposium für Gestalt und Gestaltung», bestritten von einer mehr oder minder illustren Rednerparade. Ein Symposium war es, genau genommen, aber nur zur ersten Hälfte, denn es blieb bei den Vorträgen, und eine Diskussion folgte nicht. Ob zudem die Vortragsfolge der Definition eines Symposiums gerecht wurde – laut Duden «Tagung, auf der in zwanglosen Vorträgen und Diskussionen die Ansichten über eine wissenschaftliche Frage festgestellt werden» –, sei dahingestellt. Denn «Gestaltung» ist ganz gewiß keine Wissenschaft, und jene Disziplinen, die man zur Klärung des Problems herbeiziehen kann, sind es auch nur bedingt.

Freilich hätte das erste Referat von *Barrows Mussey* allein schon genügend Stoff – Zündstoff – enthalten, um eine tagesfüllende Diskussion im Kreis des VSG in Gang zu setzen: *Hans Neuburg*, der in seiner Funktion als Ehrenpräsident und Geschäftsführer des VSG die Einführung zur Tagung sowie die Vorstellung der Referenten übernommen hatte, teilte den in erstaunlich großer Zahl (rund 250) erschienenen Zuhörern mit, *Mussey* sei ihm von *Markus Kutter* wärmstens empfohlen worden, um vor diesem Gremium seine Gedanken über Werbung und Graphik vorzubringen. Darf man diese Empfehlung als einen Basler Fasnachtsscherz auffassen, ein «Intrigieren» mittels *Mittelsmanns*, um die Zunft der Gebrauchsgraphiker aus ihren anscheinend so werbeschädlichen ästhetischen Träumen aufzuschrecken? Oder gehören die Einsichten, die da geäußert wurden, auch zum Berufs-Credo jener Agentur, an deren für die «Werbebranche» so einflußreicher Imagebildung *Markus Kutter* entscheidend mitgewirkt hat? Etwa nach folgender Maxime: «Verbraucherverbände existieren nur, um Feindschaften zu schüren ...» *Heinz Weinhold*, der als Soziologe die Phänomene unparteiisch von außen untersucht, kam allerdings zum genau gegenteiligen Schluß, indem er nachdrücklich darauf hinwies, wie wichtig der Selbstschutz der Konsumenten sei, um die Werbung als Mittel der Marktbearbeitung in die Schranken zu weisen, die ihr auch in einer Massengesellschaft mit Massenproduktion gesetzt sind.

Noch viel direkter war zuvor schon *Max Bill* den mit Zitaten und Vergleichen von grausamer Banalität gespickten Thesen einer wertfreien Antigraphik in der Werbung entgegengetreten, wie sie *Mussey* den für ihn offensichtlich hoffnungslos weltfremden, mit gestalterischen Kriterien den Markt verderbenden Graphikern aufgetischt hatte. Denn darauf liefen seine Ausführungen letzten Endes hinaus: nur wenn man die Erkenntnisse der neuen Typographie und graphischen Gestaltung vergesse, wie sie unter anderem das den Werbeköchen noch heute den Brei verderbende Bauhaus entwickelt habe und wie sie ganz besonders in der Schweiz grassierten, nur dann, wenn man das alles über Bord werfe, fange man an, Werbung zu betreiben. Nun gut, wir kennen alle jene sterilen Linienzieher und missionierenden Photofetischisten, und es hat sich nachgerade herum-

gesprochen, daß Gebrauchsgraphik kein Selbstzweck ist, sondern Träger einer Information. Gerade jene Typographie, die Mussey madig zu machen versuchte, hat hier Pionierleistungen vollbracht, und der Nutznießer davon bis auf den heutigen Tag ist niemand anders als die «Werbebranche», die ach so bescheiden nur ans Geld verdienen denkt, fern aller Experimente in bezug auf Stil und Darbietung.

Ein gutes Plakat, so lautete ein weiterer Kernspruch von Mussey, sei ein schlechtes Plakat, eben weil es ein gutes Plakat sei. Man sehe ihm nämlich an, daß Graphik, also Gestaltung, darin investiert worden sind; das entlarve es als Produkt der Werbung, und das sei verfehlt. Um den Gedanken weiterzuspinnen: gute Werbung müßte demnach schlechte Werbung sein, weil sie so aussieht, als wäre sie keine Werbung. Für Mussey ist Werbung Schlechwerbung, die arglistig täuscht, zum Beispiel eine Anzeige, als wär's ein Teil der Zeitung. No comment! Man fällt nur einmal darauf herein.

Schade, daß Mussey keine Beispiele aus seiner eigenen Werbepraxis gezeigt hat, denn es hätte die willig lauschenden Zuhörer doch interessiert, zu erfahren, wie Mussey eigentlich die Visualisierung seiner Werbetheorien durchführt. Es hätte sie auch interessiert, zu erfahren, weshalb der Redner die von ihm propagierte Antigraphik unverdrossen als «Kunstgewerbe» bezeichnete und weshalb er ohne Zittern und Zagen in der Stimme sagen konnte: «Wir in der Werbebranche, wie alle Künstler und Schriftsteller ...» Vielleicht deshalb, weil in keinem anderen Gebiet ein so erbarmungsloser Raubbau der Künste betrieben wird wie in dem der Werbebranche.

Es mag auch interessieren, daß im Zürcher Telefonbuch 82 Graphikern 85 Werbeagenturen und 63 Werbeberatungen gegenüberstehen, wobei es sich in einigen Fällen um dieselben handelt. Alles zusammen läßt ein allseits blühendes Geschäft vermuten. Ein so renommiertes Unternehmen wie «Müller-Brockmann & Co.» beispielsweise ist rubriziert sowohl unter Werbeagenturen wie unter Graphiker; die «Gruppe 3» (Aebersold, Merz und Hamburger) unter Graphiker und unter Werbeberatung. Hans Neuburg wiederum hält sich heraus und ist nur unter seinem eigenen Namen erreichbar. Im Basler Telefonbuch hingegen werden Graphiker als Reklameteilnehmer geführt, worunter man Karl Gerstner findet, der aber auch bei den Werbeagenturen als Partner von Gerstner, Gredinger & Kutler fungiert. Ein Düsseldorfer Telefonbuch habe ich leider nicht zur Hand. Man ersieht jedenfalls aus rein statistischen Angaben, daß dort, wo gute Arbeit geleistet wird, gar kein Graben besteht zwischen Graphik und Werbung, sondern daß beides auf eine für jeden der Beteiligten befriedigende Weise ineinandergreift.

Daß es den Graphikern gut tut, sich dem rauen Klima der Werbung auszusetzen, steht außer Zweifel. Man darf sie in dieser Beziehung ruhig provozieren. Aber niemand nimmt Mussey ab, die Werbung könne die blinde Kuh der Bedürfnis- und Motivmanipulation spielen. Und indem er den Schwarzen Peter den Massenmedien zuschiebt, die sich durch Abhängigkeit von der Werbung, die den Geldsack in der Hand halte, pervertieren lasse, springt dieser Bumerang zurück auf jene, die diese Perversion in ihr Kalkül hineinnehmen. Max Bill sagte es in seinem ansonsten reichlich kurz und improvisiert ausgefallenen Referat klipp und klar: jeder muß die Verantwortung

übernehmen für das, was er tut, und die Mittel, die er verwendet. Daß die Verantwortung wächst mit wachsender Macht – das heißt, der Möglichkeit Entscheidungen zu treffen, die andere treffen –, davon können sich auch die Werbeleute nicht dispensieren.

Man wird den Wortlaut aller sechs an dieser Tagung gehaltenen Referate nachlesen können, denn der VSG plant, sie drucken zu lassen. Die gesprochenen in geschriebene Worte zu transponieren, dürfte nicht immer einfach sein, und man wird einigen Rednern das gesammelte Schweigen, Stottern und Abschweifen herauschneiden müssen. Davon nicht ausgenommen sind Max Bill, Günter Fuchs und auch Fritz Zwicky, den das Programm unter der neuartigen Berufsbezeichnung «Morphologe» vorstellte. Auch großen Männern steht es wohl an, sich auf einen Vortrag vorzubereiten. Selberwissen genügt nicht, Kommunikation ohne «Rauschen» gehört dazu. Max Bense pflegte seinen Studenten gegenüber zu sagen: Was man nicht in Worten ausdrücken kann, das hat man nicht verstanden.

Nun würde niemand zu behaupten wagen, der geniale Astrophysiker und Astronom Fritz Zwicky, der sich vorgenommen hat, drei Jahrhunderte zu sehen (1898 geboren, hofft er, das Jahr 2000 zu erleben), habe seine Methode der morphologischen Problemerkennung nicht schärfstens durchdacht und erprobt. Aber den vom «Rauschen» seiner Anekdoten umschwirten «morphologischen Kasten», den er in Bern vor seinem Publikum aufbaute, konnte nur der verstehen, der vorher schon wußte, worum es geht. Wer es nachholen möchte, dem sei zur Lektüre empfohlen: Fritz Zwicky, «Entdecken, Erfinden, Forschen im morphologischen Weltbild» (Droemer/Knaur, 1966). In einer früheren Schrift von 1959 («Morphologische Forschung», Buchdruckerei Winterthur AG) spricht Zwicky von «Totalitätsforschung», «welche Methoden eronnen hat, die es gestatten, fundamentale Entwicklungen und Möglichkeiten in allen Lebensgebieten lange vor deren Verwirklichung richtig vorauszusagen. In diesem Sinne führt Morphologie zur systematischen Planung und Erfindung.»

Gut auch, daß der VSG keine APO-Zelle in seinem Schoße birgt, denn deren Anhänger hätten bestimmt an der Tatsache eingehakt, daß Zwicky seine morphologischen Forschungen während der vierziger Jahre im Dienste der amerikanischen Kriegsforschung zuerst entwickelt hat. Von anderer Warte aus wäre man dabei auf die Begriffe «Verantwortung» und «wertfrei» zurückgekommen.

Im nachhinein läßt sich leicht sagen, wo das Thema dieses Symposiums hätte liegen können, mit gerade diesen Referenten. Nämlich in einer Diskussion der morphologischen Methode, wie sie Zwicky für die Wissenschaft anwendet und Max Bill sie für die Umweltgestaltung adaptiert hat. Es sei an Bills seinerzeit scharf angegriffenen Vortrag «Umweltgestaltung nach morphologischen Methoden» erinnert, den er 1956 an der Werkbund-Tagung in Ulm gehalten hat. «War die Morphologie bis vor kurzem noch eine vergleichende Lehre der bestehenden Gestalten und Formen, so wird sie von Zwicky und von mir beansprucht als Lehre von den möglichen und wahrscheinlichen Gestalten ...» Das sagte Bill 1956 in Ulm, und daran hätte er in Bern anknüpfen können, bereichert um die in der Zwischenzeit gemachten Erfahrungen.

Auch Günter Fuchs hätte zu dieser hypothe-

tischen Gestaltungslehre Besseres beizutragen gehabt, denn er lehrt darüber in einem Seminar an der Technischen Hochschule München. Fuchs wäre seiner Definition der Schönheit als Norm einer «natürlichen Geometrie» – und damit der Norm für eine eindeutige Wahrnehmung von Dingen – so vielleicht näher gekommen, als im Rückgriff auf Ludwig Klages und dessen Wissenschaft vom Ausdruck. Was Heinz Weinhold in seinem präzise formulierten Referat ausführte und was zur theoretischen Grundausbildung eines jeden Graphikers gehören sollte, hätte dann das soziologische Skelett der Diskussion ergeben. Die Abstützung aus der Praxis hätte von dem Mathematiker Peter Kreis kommen können, Inhaber eines Unternehmens für Informationsverarbeitung, das «Programme» (Software) für Computer herstellt, so daß diese ökonomisch und sinnvoll ausgenutzt werden. Ganz im Gegenteil zu Mussey hält Kreis die Ästhetik, Künstler, Architekten und Graphiker für ebenso wichtig wie Technik und Werbung. Ja er weist ästhetischen Entscheidungen bei der Programm-Optimalisierung eine entscheidende Funktion zu. Vielleicht ist nicht allen Zuhörern klar geworden, daß Peter Kreis dabei auch auf ein neues Arbeitsgebiet für den Graphiker hingewiesen hat: die «Visualisierung» von Programmen. Denn da man diese Programme ja verkaufen muß wie jedes andere Produkt, muß man auch dafür werben und sie dem Publikum vorstellen. Für den Graphiker heißt das, abstrakte Prozesse in anschauliche Bilder zu übersetzen. Mehr zu wissen, um mehr mitteilen zu können, wird demnach dem Graphiker in Zukunft nicht erspart bleiben.

Vielleicht führt das Auswürfeln mit Hilfe eines morphologischen Kastens zu einer Feldüberdeckung der Interessen, Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Informationsvermittlung für Graphiker an der nächsten VSG-Tagung. Wie das Programm es so schön ausdrückte: «formbildenden, kreativen Menschen neue Perspektiven für die Betrachtung, Wertung und zur Bereicherung ihres Wissens zu eröffnen».

Margit Staber

Neuer Geschäftsführer für den SWB

Die Stelle des Geschäftsführers war seit dem Weggang des letzten Inhabers verwaist. In einer Phase der Standortklärung und Neuformulierung aktueller Zielsetzungen schien es nicht angezeigt, sofort wieder einen Posten zu besetzen, dessen Arbeitsbereich ebenfalls neu zu überdenken war.

Für seine kommenden Aufgaben benötigt aber der SWB eine Koordinationsstelle. Mit der Wahl *Heiny Widmers* zum Geschäftsführer des Schweizerischen Werkbundes wird nun ein neuer Anfang gesetzt.

Heiny Widmer ist Professor an der Kantonschule in Aarau. Er ist Obmann der SWB-Ortsgruppe Aargau, die unter seiner Leitung in den letzten Jahren eine der aktivsten geworden ist. Unter anderem hat er mehrmals die «Informations-tagungen für Lehrer und Gestalter» an der ETH organisiert.

Wir wünschen Heiny Widmer in seinem neuen Arbeitsbereich viel Erfolg.